

Der Mörder Hans Wollenweider verhaftet

Hans Wollenweider, der nach dem Mord an dem Postangestellten Stoll in Zürich flüchtig war, ist am Freitagabend

in Sacheln als Portier eines Hotels

verhaftet worden. Die Entdeckung gelang, weil Wollenweider eine Frau in Zürich erfuhrte, ihn ein ihm gehörendes Paket nach Zürich zu schicken. Die betreffende Frau öffnete das Paket und

fand darin zwei blutbefleckte Hemden.

Sie aviserte daraufhin die Polizei. Bei der Festnahme Wollenweiders sind Schüsse gefallen, wobei ein Polizist durch Bauchschuß verletzt worden ist. Wollenweider hat der Polizei

ein Geständnis abgelegt.

Die Berner Sicherheits- und Kriminalpolizei teilte kurz zuvor mit, daß der Verbrecher sein Neuhäuser verändert hatte. Er wurde nun wie folgt signalisiert: Zirkel 30 Jahre alt, etwas schampiger Gang, zirka 165 Zentimeter groß, schlant, braunes Gesicht, tiefschwarze Haare (künstlich gefärbt), kleiner, schwarzer Schnurrbart, Hornbrille mit dunklen Gläsern, blauer Pullover mit Ärmeln.

Der Portier und seine Verhaftung

Unmittelbar an der Hauptstraße, die vom Sacheln nach Wiswil führt, liegt das „Hotel zum Engel“. Am Donnerstagnachmittag erschien nun ein junger Bursche auf einem Velo, begab sich ins Gartenrestaurant und verlangte schließlich die Wirtsleute zu sprechen, indem er angab, eine Stelle als Portier oder Hausbursche zu suchen. Da zur Zeit nur wenige Feriengäste in Sacheln weilten, andererseits aber für den Montag Militär einquartiert

werden soll, entschlossen sich die Pensionsinhaber, den jungen Mann auf Zusehen hin zu engagieren, zumal da er

glänzende Zeugnisse als Hotelangestellter, auf den Namen H. Zwölf.

vorzulegen hatte. Man wurde schließlich einig, und bereits am Donnerstagnachmittag trat der junge Mann seine Stelle an, verrichtete seine ihm zugewiesenen Arbeiten zur vollen Zufriedenheit und begab sich am Abend frühzeitig auf sein Zimmer. Während des gestrigen Freitags gab das Verhalten des neuen Hausburschen ebenfalls zu keinerlei Beanstandungen Anlaß, und nachdem er sein Tageswerk verrichtet hatte, begab er sich bereits gegen 8 Uhr abends wieder in seine Stube. Es dürfte gegen 10 Uhr gewesen sein, als der junge Kantonspolizist, der erst seit zwei Jahren bei der Obwaldner Polizei seinen Dienst tut, im „Engel“ erschien und sich bei den Wirtsleuten nach dem neuen Portier erkundigte, der

in verdächtiger Weise eine Zürcher Zimmervermieterin benachrichtigt

habe, daß sie ihm zwei im Zimmer zurückgelassene Hemden nach Sacheln schicken solle. Als die Frau die beiden Hemden einpacken wollte, gewahrte sie verdächtig große Blutsfäden. Von dieser Feststellung verständigte sie die Zürcher Polizei, die unverzüglich nach Sacheln telephonierte, den dortigen Ortspolizisten ersuchte, über den Hausburschen Informationen einzuziehen und sich bezüglich der blutbefleckten Herrenhemden zu erkundigen. Die Wirtsleute konstatierten bei dieser Gelegenheit, daß der der Zürcher Zimmervermieterin gegenüber angegebene Name mit dem in den vor-

— Was in diesem Führertraumel besonders not läte, wäre zunächst einmal wohl ein Sprachführer.

Vom Besuch des Julius Streicher in Hensensfeld künden die Wochenendausgabe des „Nürnberger 8-Uhr-Blatt“. Man erfährt also: „Schon lange ehe Julius Streicher in Hensensfeld eintraf, lag freudige Erregung über den Mädeln... von dem einen Thema beherrscht; wie wird er sein, dieser Mann, von dem wir so viel hörten, den wir jahrelang in den Spalten unserer ehemaligen jüdischen Zeitungen verleumdet und distriminiert sahen? — (Es handelt sich offenbar um ältere „Mädeln“, die schon vor dem Dritten Reich jahrelang jüdische Zeitungen studiert haben.) — Im sinkenden Abend stellte sich der Gauleiter an die alte Buße, um die die Mädchen versammelt waren, und sprach zu ihnen tiefe Worte von den letzten Dingen...“

gelegten Zeugnissen und übrigen Ausweisschriften nicht übereinstimmte, weshalb sich der Sachler Polizist anerbote, den neuen Hausburschen persönlich einzuvernehmen. Zu diesem Zweck stieg er die Treppe zum zweiten Stock hinan und pochte an die verschlossene Tür des Portiers. Es dauerte geraume Zeit, bis sie geöffnet wurde.

Als der Hausbursche sich jedoch dem Polizisten gegenüber sah, feuerte er

mit solcher Geschwindigkeit seine Pistole auf ihn ab, daß sich der Polizist nicht mehr zur Wehr setzen konnte. Auf die verzweifeltsten Hilferufe des Betroffenen eilten der Wirt und mehrere andere beherzte Männer, die sich im Restaurant befunden hatten, die Treppe hinauf und fanden den schwerverletzten Polizisten am Boden liegend vor. Noch bevor der Bursche ein zweites Mal, nannte seiner Schußwaffe Gebrauch machen

konnte, wurde er von Franz Schönenberger, dem Wirt,

überwältigt und durch die anderen Gäste festgehalten.

Man verständigte unverzüglich die Obwaldner Polizeidirektion in Sarnen, worauf der Bursche, der sich schließlich als den seit Tagen gesuchten Doppelmörder Hans Wollenweider zu erkennen gegeben hatte, unverzüglich nach der kantonalen Strafanstalt abtransportiert wurde. Dann wurde die Zürcher Polizei von der überraschenden Entdeckung und der Festnahme der Mörders verständigt. Inzwischen war dem schwerverletzten Polizist — er steht im 27. Altersjahr, ist seit zwei Jahren verheiratet und seine Frau steht vor der Niederkunft — sofort die ärztliche Hilfe zuteil. Sein Zustand — er erlitt einen Bauchschuß — gibt vorläufig zu ernstern Belorgnissen Anlaß.

spiel streiche er unnachlässig im Manuskript an, weshalb er mir empfehle, auch meine Stories daraufhin durchzusehen. Er sagte das ohne Schärfe, doch war mir klar, daß sich die Bemerkung auf den von ihm geliesenen Teil meiner Geschichte bezog, in dem tatsächlich, wie ich nachher feststellen konnte, solche für den Leser anstrengende Unbedachtsamkeiten vorkamen. Bozu auch? fügte er in bezug auf meine Neigung zur Vielteiligkeit begütigend hinzu: man kann auch zweifelhig glücklich werden, ja sogar einbilbig. Hierin mußte ich ihm recht geben.

Schließlich rief er dann auch noch die Scheiben trocken ab, wobei er, auf dem Fensterbrett hoch über mir stehend, noch einige goldene Lehren fallen ließ. Vor allem die, daß ich, nach Möglichkeit, um zwei bis drei tausend Jahre jünger werden und, wenn es wieder einmal über mich käme, meinen Stoff frisch aus dem Leben greifen solle. „Ich schicke Ihnen inzwischen das Formular!“ war sein letztes Wort, mit dem er abging.

Er schickte es mir tatsächlich, ich studierte es gewissenhaft und machte mir die neue Erfahrung auch gleich zunutze, indem ich Echnaton den Rücken kehrte und eine zeitgemäße Geschichte unter dem naheliegenden Titel „Der Fensterputzer“ schrieb. Sie ging mir verhältnismäßig leicht von der Hand und nur, um nichts zu überstürzen, ließ ich sie nachher noch ein paar Wochen liegen, bevor ich, wie man zu sagen pflegt, die letzte Feile anlegte. So kam es, daß, als ich eben daran war, dies zu tun, der Fensterputzer neuerdings bei mir eintrat. „Hallo!“ begrüßte ich ihn und „Hallo!“ erwiderte auch er, ob zwar mit einem Anflug bösen Gewissens, der sich später erklärte.

„Brauchen Sie mich wieder?“ fragte er, blauäugig auf die schon wieder trüb gewordenen Scheiben weisend.

Ich konnte es in keiner Weise in Abrede stellen und dankte ihm auch gleich für das Formular. Es lag zufälligerweise sogar auf meinem Schreibtisch neben einem Briefumschlag, auf den ich die mir empfohlene Magazinadresse eben gesetzt hatte und

in den ich meine fertige Geschichte nachher stecken wollte. Er wandte sich zum Fenster.

„Und Sie?“ fragte ich nach einer Weile, wie ein Schriftsteller fragt, wenn er etwas gefragt sein will: „Waren Sie auch fleißig in der Zwischenzeit?“

Anstatt zu antworten, begann er heftig zu schrubben. Und erst im Abgehen, nach getaner Arbeit, den Enterhaken geschultert, erkundigte er sich, mit einem mißtrauischen Blick auf das große Kuvert, nach dem Titel meiner Novelle.

„Der Fensterputzer!“ erwiderte ich fröhlich.

„Und — wo wollen Sie sie einreichen?“ fragte er besorgt.

„Bei Ihrem Magazin!“ sagte ich stolz und wies auf den Umschlag: „Ich schick sie noch heute hin!“

„Das tun Sie lieber nicht!“ äußerte er schroff.

„Warum nicht?“ verwunderte ich mich höflich.

„Weil sie dort bereits erschienen ist — unter meinem Namen.“

Und den Reißverschluss an seinem Haffe entschlossen aufziehend, erntete er dem aufklaffenden Dvervall eine etwas geknitterte Druckschrift, die, wie sich bald herausstellte, sein „Erlebnis eines Fensterputzers“ in ihren Falten barg. Er erzählte darin, nicht ohne Humor, seine Begegnung mit einem älteren Schriftsteller in einem Tone, in dem auch ich, wäre ich er, sie erzählt haben würde. Der alte Herr war der Verfasser einer siebenbändigen Sammlung getrockneter Novellen, die er unter dem ansprechenden Titel „Der Mumienfarg“, vor Jahren schon herausgegeben hatte, aber immer noch gewissenhaft ergänzte. Meine blonde Sekretärin, die ich gar nicht hatte, und mit der der Fensterputzer schließlich durchging, war kunstvoll im Sinne des „Formulars“ in den Kampf zweier Generationen und Weltanschauungen verweben.

Ich las das, allein gelassen, nicht ohne Erschlüderung. Mein Freund hatte Talent, das war klar, wie das von ihm gepuzte Fenster. Heut oder morgen wird er berühmt sein.

Und inzwischen?

Inzwischen wird nichts mich abhalten, ein Land glücklich zu preisen, in dem die Fensterputzer Schriftsteller sind. In Europa ist es eher umgekehrt, ohne daß die Fenster dort darum sauberer wären.

Martin Andersen Nergö

Zum 70. Geburtstag am 26. Juni

Kl. Wie andere Proletarierdichter, Marim Gorki, Jack London, Alonsos Besold, so schöpft auch Martin Andersen Nergö, der am 26. Juni siebzehnjährig wird, die Kraft seiner dichterischen Gestaltung aus dem eigenen Leben, das aus Not und Dunkel mühsam sich ans Licht rang. Als Sohn eines armen Steinbrucharbeiters im finstern Arbeiterviertel Kopenhagen geboren, das vierte von elf Kindern, lernte Martin Andersen früh das Elend und den Hunger kennen. Der Sechsjährige ist schon ein Arbeitsmann, der mit Zeitungen durch die Straßen läuft und Holzspäne verkauft und dabei die Stube voll Geschwiffer betretet. Dann wird er Hüterbube auf Nergö und Schusterlehrling auf Borubholm. Als Maurergehülfe kommt er erstmals in Verührung mit der Arbeiterbewegung und besucht die Volkshochschule. Mit eiserner Energie arbeitet er sich zum Lehrexamen durch. Schwere Krankheit treibt ihn aus der Schulstube hinunter in den Süden. Er vagabundiert durch Italien und Spanien, ein Genosse der Pennröder und Glenden. Nach der Heimkehr in den Norden wird er wieder Lehrer, beginnt zugleich zu schreiben und hat Erfolg damit. Es entstehen die ersten Novellen und Geschichten. Sein bisheriges Leben liefert den Stoff dazu. Die Härte seines Kindheitserlebnisses formt sie, die Weichheit seines Herzens belebt und wärmt sie. Er wird ein Dichter seiner Klasse. Langsam reift in den nächsten Jahren das große Werk heran, das zum Epos des westeuropäischen Proletariats werden sollte: „Pelle, der Eroberer“. Der zum Schriftsteller aufgestiegene Prolet bleibt der Vorkämpfer und Kämpfer des arbeitenden Volkes. Pelle, der Hüterbub und Schustergehilfe, wird der Führer des dänischen Proletariats. Der Kämpf, der auf dem Armegeborenen lastet, er wandelt sich in den Willen zum Kampf um die soziale Erlösung. Die Note der Jugend im städtischen Endsviertel, die Bedrängungen durch die Gesellschaft, Streif, Ausperrungen, Gefängnis, durch das alles arbeitet sich Pelle hindurch. Zu den letzten Zielen, die

abseits vom politischen Kampffeld auf dem Gebiete genossenschaftlicher Siedlung liegen.

So stark das Kämpferische in Andersen Nergö ist, das Dichterische in ihm ist noch stärker; nie läßt er den Roman zum reinen Tendenzwerk werden. Sein menschlicher Weisheit, die Tiefe seines unbestechlichen Lebensgefühls bewahren ihn davor.

Der Dichter wollte seiner Zeit den Spiegel vorhalten. Er zeigte in ihm das Leben von allen Seiten, den Kampf der Kreatur, aber auch den Reichtum der Schöpfung, die Trostlosigkeit der Armut, aber auch den Sieg des Willens. Gestalten von unvergleichlicher Lebensechtheit schauen uns aus diesem Spiegel an, vor allem aber gilt das Herz des Dichters den Kindern.

Der Erfolg des „Pelle“ war ein weltweiter, er trug den Namen des Dichters, der sich nach jener kleinen Stadt auf der Insel Bornholm „Nergö“ nannte, in alle Länder.

Und noch einmal stellt der Dichter in die Tiefe des Lebens. Neben Pelle greift er dessen weibliches Gegenbild „Stine Menschenkind“. Diesmal ist es ein Mädchen, mit dem er uns durch alle Stufen proletarischen Daseins führt. Das unehelich geborene Fischerkind lernt im armenigen Haushalt der Großmutter früh des Lebens Ernst kennen, erlegt als Bauernmädchen dem Verfährer, wird mit siebzehn Jahren Mutter, ein Wesen, zum Opfer und Leid bestimmt. Aber: „Gottes Herz ist da, wo dem Armen das Brot gereicht wird“: dieses Wort des Dichters erhellt das durch Leid und Dunkel führende Schicksal. Mildes Versehen und innigste Güte verklärt Stines harten Lebensweg. Belles Geschichte beginnt, wie er schon siebenjährig ist, Stine aber führt uns in die frühesten Nöte und Bedrängnisse des Proletarierlebens. Ihm öffnet der Dichter sein Herz ganz besonders. Darum hält er selbst dieses Buch auch für sein bestes. „Pelle habe ich mir zu leicht gemacht. Mit „Stine Menschenkind“ wollte ich der mäter dolorosa der Arbeiterklasse, der unbekanntem Heldin, deren Leid im Verborgenen auf ihr lastet, ein würdiges Denkmal setzen.“

Diese beiden Bücher tragen vor allem Martin Andersen Nergös Ruhm als Dichter; mit ihnen hat er sich als ein Erklärer in die Reihe der großen Realisten der Weltliteratur gestellt. Seinen zahlreichen übrigen Werken, vor allem jenen, in denen er in das Kleinbürgerliche Welt eindringt („Moberfuß“, „Familie Frank“), war nie dieselbe starke Wirkung beschieden.

Der Inhalt des französisch-türkischen Beistandspaktes

Paris, 24. Juni. ag. (Havas.) Nach der Unterzeichnung der französisch-türkischen Beistandserklärung äußerte sich Außenminister Bonnet folgendermaßen:

„Die französisch-türkische gegenseitige Beistandserklärung

entspricht genau dem Wortlaut der türkisch-englischen Erklärung

vom 12. Mai. Sie ist dazu bestimmt, die Verpflichtungen zwischen Frankreich und Großbritannien und zwischen Großbritannien und der Türkei in vollen Einklang zu bringen. Sie sieht in der Tat vor:

1. Die französische und die türkische Regierung

versprechen einander jede mögliche Hilfe und Unterstützung im Falle eines Angriffs, der zu einem Krieg im Mittelmeergebiet führen würde.

2. Diese Verpflichtung wird in einem endgültigen Abkommen präzisiert werden, das auch den Zweck haben wird, die Schaffung der Sicherheit auf dem Balkan zu garantieren.

Das sind die beiden wesentlichen Punkte dieser Erklärung. Es muß übrigens, wie es im Wortlaut deutlich heißt, betont werden, daß diese Erklärung sich gegen kein Land richtet. Sie bezweckt eine wesentliche Solidarität für die Aufrechterhaltung des Friedens.

Goebbels erklärt Deutschlands Imperialismus

Berlin, 24. Juni. ag. (DNB.) Reichsminister Dr. Goebbels sprach am Freitag vor etwa 20.000 Arbeitern über die Stellung, die Deutschland unter den Völkern der Erde einnehmen müsse:

„Wenn man unter imperialistischer Politik versteht“, sagte Dr. Goebbels, „daß ein Land die Welt unterjochen will, dann hat das deutsche Volk nicht die Absicht, eine solche Politik zu betreiben. Wenn man

mit Hitler-Deutschland, da er den deutschen Diktator seit dem Blutbad des 30. Juni 1934 als eine gleichwertige Herrschernatur betrachte, während er die liberalen Demokratien aufs tiefste haßt und verachtet. Seine ganze bisherige Politik sei nur dazu bestimmt gewesen, Hitler davon zu überzeugen, daß er nur in der Verbindung mit Rußland seine Herrschaft sichern und die Vorherrschaft gegenüber den Westmächten gewinnen könne.

Die Darstellung Kriwitschys gibt ein anschauliches Bild von der völlig zynischen und gesinnungslosen Einstellung, mit der die sowjetrussische Politik betrieben wird, gerade auch dort, wo sie, wie in Spanien, von idealistischen Forderungen bestimmt schien. Es geht daraus mindestens hervor, daß zu den Faktoren der kollektiven Unsicherheit unserer Gegenwart auch die Person des russischen Diktators gehört.

...bestimmt. Aus der neuen Position kann ebenfalls wie über Ungarn das rumänische Delgebiet gegangen werden, je nachdem es in der einen oder anderen Richtung sicherer scheint.

Die kollektive Unsicherheit beherrscht andererseits die englisch-russischen Paktverhandlungen in Moskau. Schon in deren übereilten Ankündigung und rührender Einleitung hat sie sich verhängnisvoll bemerkbar gemacht. Das begreifliche Bestreben, den schwer erträglichen Druck ständiger unbestimmter Forderungen durch ein möglichst klares Uebereinkommen der Friedensfront möglichst rasch zu beseitigen, hat in russischen Verhandlungspartner die Möglichkeit gegeben, sich weit mehr, als seinem Beistandswort entspricht, kostbar zu machen. Angesichts der problematischen Offensivkraft der vor zwei Jahren grausig zermürbten und reorganisierten Roten Armee hatte ein Beitritt zur Friedensfront von vorneherein zunächst mehr psychologische Bedeutung, die einer Behauptung nach der einen und Warnung nach der anderen Seite. Durch das ungeschickte Empressment, was besonders auch in der öffentlichen Diskussion zutage trat, sehen sich nun die britischen Unterhändler vor die Wahl gestellt, entweder den Russen alle Wünsche zu erfüllen oder innerhalb der Friedensfront eine gewisse moralische Krise zu riskieren.

Sicher spielt aber auch bei der russischen Hartnäckigkeit der gegenwärtige Zustand völliger Ungewißheit über Richtung und Ziel der dynamischen Drohung eine Rolle. Stalin wünscht deshalb, vor allem seine Verhandlungspartner, deren er bis vor kurzem übrigens keineswegs sicher sein konnte, möglichst fest zu binden, zumal er bis zur Erfüllung seiner sich steigenden Wünsche selbst frei bleibt.

Einer seiner früheren Helfer, W. G. Kriwitschy alias Samuel Günsberg, ehemaliger General der Roten Armee unter dem hingerichteten Marschall Tuchatschewski, hat über die Persönlichkeit des roten Jagers und seine Politik kürzlich in der amerikanischen Zeitschrift „Saturday Evening Post“ eine Reihe sehr interessanter Aufsätze veröffentlicht. Danach wäre das höchste Ziel Stalins eine Verständigung

...den polizeilich und wirtschaftlich völlig unterworfen werden. Diesem Zweck diene sichtlich bereits die brutale Einschüchterungsaktion gegen die Stadt Kladno. Obwohl sich seit der angebliche Mord, der zum Anlaß genommen wurde, als ziemlich unrühmlicher Vorwand herausgestellt hat, befinden sich noch immer über hundert völlig grundlos arretrierte Bürger der Stadt in Haft. Sie waren sorgfältig aus den angesehenen, vorzugsweise intellektuellen Schichten der Einwohnerschaft entnommen worden. Der Bürgermeister hat inzwischen Selbstmord begangen.

Der nächste Schritt ist das Judentum des Protektors von Neurath, das über die Köpfe des Präsidenten Hacha und seiner Regierung hinweg in Kraft gesetzt wurde. Es soll der deutschen Kriegswirtschaft die immer noch ansehnlichen Judenvermögen des Protektorats sichern und bedeutet einen unerhörten rücksichtslosen Eingriff in das angeblich autonom erklärte Rechts- und Wirtschaftsleben des

Mein Freund, der Fensterputzer

Von Raoul Auernheimer

Ich war eben in der Mitte meiner Geschichte angelangt und gewissenhaft bemüht, die Szene zwischen Nophrete und ihrem Bruder und Gatten Schnaton mit altägyptischer Vokalfarbe zärtlich auszumalen, als mit großer Bestimmtheit und Gegenwärtigkeit an die Tür meines New Yorker Hotelzimmers geklopft wurde. Und obwohl es mitten am Vormittag war, um welche Zeit ich grundsätzlich keine Besuche empfangen, blieb mir nichts übrig als zu öffnen. Hoteltüren sind nicht durchsichtig, und es war ja immerhin möglich, daß der so entschlossen Einlaß heischte, eine wunderschöne Frau oder der Geliebte war. Zumindest hält der in New York erst kürzlich Zugewanderte dies für denkbar.

Es war aber nur ein blauäugiger, junger Mann, der, einen gefüllten Wassereimer mit darin steckendem Schrubber und darüber gehängtem Schweißlappen am Arm, trockenen Grußes bei mir eintrat und gleich auf das große Fenster zuschritt, vor dem mein Schreibtisch steht. Der Mann war in einen stumpfblauen Wertanzug mit Reißverschluß gekleidet und von seinem handbreiten Ledergurt hing an einem über den Hals geschlungenen Seil eine Art Enterhaken herunter, den er allsogleich an der Fensterrahmung geräuschvoll verhängte. Sogar ein minder geschulter Beobachter hätte erraten müssen, daß er ein Fensterputzer war, zumal der Mann gleich und ohne jede Scheu durch das im sechzehnten Stockwerk gelegene Fenster stieg, was sonst nur Selbstmörder tun.

Indessen war der Blaugekleidete augenscheinlich nicht nur bei mir eingebrungen, um die Scheiben zu reinigen, die dies bitter nötig hatten, sondern es drängte ihn auch, ein Gespräch zu führen, das er nach einem sachkundigen Blick auf mein Schreibtisch, ein Bein draußen, mit den Worten begann:

„Sie sind Schriftsteller?“
„Ich glaube, einer zu sein“, antwortete ich mit aller in solchem Falle gebotenen Vorsicht.

Er nickte ohne jede Abneigung, ja sogar mit einer gewissen freundlichen Nachsicht, die freilich einen besonderen Grund hatte.

„Ich bin nämlich auch Schriftsteller“, sagte er, den Schweißlappen gegen das Innenfenster klatschend, und dann sachkundig hin- und herziehend, wobei es sichtlich heller wurde in der Stube.

„Ah!“ sagte ich erfreut, über das Fensterbrett hinweg zu dem jetzt in der Luft baumelnden Kollegen, dessen Kopf nicht mehr im Zimmer war: „Und was schreiben Sie?“

„Stories!“ erwiderte er, durch die zwischen uns jetzt tränende Fensterscheibe.

„So wie ich!“ rief ich und schob meine Arbeit endgültig zur Seite.

„Oh!“ bemerkte er anerkennend und setzte sich rüttelnd, des herabstießenden Wassers wegen.

Eine kleine Pause entstand, in der man es nur rieseln hörte. Dann erkundigte ich mich, teils aus Neugier, teils um über das unangenehme Konkurrenzverhältnis hinwegzukommen, mit einiger Behutsamkeit:

„Und — was für Geschichten sind das, die Sie schreiben?“

„Zwischen fünf- und sechstausend Worten“ lautete die sachliche Auskunft des Mannes im Fenster: „Und Sie?“

„Auch — mitunter, wenn auch nicht immer!“

Er schaute mich verwundert an, einigermaßen erstaunt darüber, daß ich mich in meinem Alter noch nicht entschieden hatte. Wahrscheinlich merkte er schon in diesem Augenblick, daß bei dem Hotelgast, dessen Fenster er klar machte, etwas nicht ganz richtig wäre. Doch löste er diese Beobachtung taktvoll, was auch Schriftsteller zuweilen sind, vorerst in ein noch zuwartendes Schweigen auf. Ich bemühte es meinerseits, um, über das Ausmaß beruhigt, nun auch auf den Inhalt und die Gattung seiner Geschichten zu dringen. Liebesgeschichten, verjetzte er mißvergügt, aber auch andere, je nachdem — das heißt, je nach dem Magazin! Und er nannte mehrere solche Magazine, für die er regelmäßig arbeite, un-

ter Hinzufügung ihres Honorarjahres. „Zwei Cent das Wort!“ hob er mit Hochachtung von einem hervor, das thrilling Love-stories bevorzugte, und machte sich erbötig, mir die Adresse später bekanntzugeben.

Ich hatte das Gefühl, von meinem schriftstellern den Kollegen im Innersten durchschaut zu sein, aber gleichzeitig stieg auch meine kollegiale Achtung vor dem Hochbezahlten. Allerdings konnte ich die Frage nicht unterdrücken, warum er unter diesen Umständen —? Ich deutete auf das jetzt auch in seiner oberen Hälfte sich mächtig klärende Fenster.

Er hing eben hundert Fuß hoch im Blauen. Sowie er wieder Boden unter den Füßen hatte, antwortete er beherzt, der Beruf sei ihm zu unsicher. Er meinte natürlich den des Schriftstellers.

Hierin konnte ich ihm nur beipflichten. Und ich tat dies so lebhaft, daß ihm etwas wie Mitleid überkam. Rücklings aus dem Fenster gebeugt, rückte er mir mit den Beinen zusehends näher und fragte, sich am Strick aufziehend, ob ich mir nicht die von ihm bedienten Zeitschriften notieren wolle? Ich nickte gleich meinen Bleistift.

Seine Eiligkeit schien ihm zu mißfallen, und bevor er mir die Adressen verriet, die er mir schließlich doch bekannt gab, vergewisserte er sich, ob schon etwas von mir im Druck erschienen sei? Nun, in diesem Punkte konnte ich ihn beruhigen. Meine Bücher standen dicht aneinandergereiht auf einem Wandbrett, manymal reiste eines von ihnen zu einem Verleger, kam aber immer wieder brav zu mir zurück. Daran schien er nicht zu zweifeln, doch fragte er, des Deutschen nicht mächtig, ob ich nicht vielleicht auch eine in englischer Sprache gedruckte Liebesgeschichte besäße? Zufälligerweise war ich auch dazu in der Lage. Es war eine kleine Novelle, die im zweiten Jahrhundert vor Christi, zur Ptolemäerzeit, in Ägypten spielte, also vergleichsweise modern war.

Er tat einen schrägen Kollegenblick in den gedruckten Text. Ich hielt derweilen den Schrubber, damit er umblättern könne, und wollte ihm auch den Kübel halten. Doch kam es nicht soweit. Denn

nach ungefähr zwanzig Zeilen schien sein Urteil bereits festzustehen, das er immerhin in eine rücksichtsvolle Form kleidete. Vor allem, meinte er, das Wasser wechselfelnd, würde ich gut daran tun, jede Geschichte mit einem Event, einem Ereignis, zu beginnen, nicht mit einer Betrachtung, wie ich dies leider in meinem Probestück getan hatte; und überhaupt müsse ich lernen, mich ans „Formular“ zu halten.

Formular. Ich erschraf. Da schreibt man nun seit vierzig Jahren Novellen und weiß nicht, daß es sowas gibt, wodurch man sich das Leben hätte erleichtern können. Ob er mir nicht etwas mehr verraten wolle, über den Inhalt und die Weisungen dieses erfolgversprechenden „Formulars“?

Er gab mir, seinen Lappen in dem reinen Wasser kunstgerecht auswindend, bereitwillig einige Winke. Eine Fünf-Tausend-Wort-Novelle zum Beispiel müsse in fünf deutlich unterscheidbare Szenen zerfallen. Der besondere Fall, den ich erzählte, wolle jedesmal schon in Szene Eins, möglichst in der Mitte des ersten Absatzes, angedeutet sein und sich dann schrittweise, von Bild zu Bild, immer klarer enthüllen, um schließlich in ein happy end überraschend auszulassen. In der Mitte dürfe eine zahlungsfähige Geschichte wohl auch tragisch sein oder tun, am Ende nie; der Mensch, wie er nun einmal beschaffen sei, schwelge gern im Glück seiner Nebenmenschen, besonders, wenn sie nur erfunden sind. Auch könne er mich gar nicht genug davor warnen, mich mit älteren Frauen novellistisch einzulassen; unter fünf- und zwanzig habe sie der Leser und ganz besonders die Leserin am liebsten. Der Mann dürfe etwas älter sein, doch auch nicht viel über vierzig. Einmal habe er selbst, obwohl erst zweiunddreißig, einen Fünfzigjährigen einzuführen versucht, aber damit habe er kein Glück gehabt bei seinem Agenten. Männer über fünfzig gibt es nicht, habe der ihm unmannschlich erklärt und den Mann mit dem Kollikt um zwanzig Jahre jünger gemacht, sodas er der Bruder seines eigenen Sohnes wurde. Der Agent sei überhaupt sehr streng mit ihm, aber nur zu seinem Besten; mehr als dreißig Worte zum Bei-